

Nr. 30. Bydgoszcz/ Bromberg, 8. Februar 1938



(17 Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Eine halbe Stunde vor der fahrplanmäßigen Ankunft des Münchener D-Zuges steigt Helma die Treppen zur Halle des Anhalter Bahnhofs hinauf mit weichen Knien, starkem Herzklopfen, einem Elendsgefühl in der Magengrube und einem fatalen Flimmern vor den Augen. In einem Zustand, der ganz verteufelt dem der Seekrankheit gleicht, einem Übel, dem sie bisher erfolgreich widerstanden hat; selbst beim höchsten Wellengang und Windstärke neun, damals in der Biskaya, als es sonst kaum noch einen zweiten Passagier auf der „Regina" gegeben hatte, der nicht stöhnend dem Meeresgott geopfert hätte. Und heute macht sie beinahe schlapp. Energisch ruft sie sich selbst zur Ordnung. Oberst Valckenaars Einzige muß jetzt mit Anstand die Suppe auslöffeln, die sie sich eingerührt hat. Dieses ist die Suppe:

Vorgestern hat sie zuerst die Nummer Bismarck 9085 angerufen, die man ihr in der Rainerkanzlei bereitwillig als jene der Frau Geheimrat Sperl, Sybelstraße 29, angegeben hatte, bei der Referendar Burkhardt zur Untermiete wohne. Die Schwatzhaftigkeit des Hausmädchens, die in Abwesenheit der zur Zeit verreisten Frau Geheimrat keine Grenzen kannte, hatte ihr wortreich geschildert, zu welch schrecklichem Tyrannen sich — sozusagen über Nacht — der bisher so ideale Untermieter gewandelt habe; vom vergangenen Montag an, als er verstört, leichenblaß, ja beinahe wie ein Irrer, wenn nicht vielleicht wie ein Trunkener schon am frühen Vormittag aus dem Bureau heimgekehrt sei. Seither habe er kaum das Bett verlassen, geschweige denn das Zimmer, welches sie, die Ordnungsliebe und Reinlichkeit in Person, daher kaum habe säubern können. Herr Burkhardt esse kaum, stöhne vor sich hin, verbiete aber energisch, um nicht zu sagen grob, jegliche Frage, Teilnahme, Ratschläge, oder gar Hinzuziehung eines Arztes. Er wolle niemanden sehen, lasse seine Post ungeöffnet liegen, gehe natürlich auch nicht ans Telephon, kurzum, es sei entsetzlich. In einer Atempause, die das Mädchen doch einmal machen mußte, hat Helma die Bitte ausgesprochen, Herrn Burkhardt zu bestellen, daß Will ihm gerne „guten Tag" sagen möchte. Das Mädchen versicherte, der Dame mit Vergnügen den Gefallen zu tun, obzwar sie für diese Störung sicher nur eine neue Grobheit des Herrn einheimsen werde, ohne das mindeste zu erreichen. Und tatsächlich hat Burkhardt ihr einfach sagen lassen, er sei krank und bedauere . . .

Helma ist darauf sehr nachdenklich geworden. Da aber ihrem Temperament Handeln mehr liegt als Grübeln, hat sie sich durch Einsichtnahme in das Münchener Adreßbuch die Anschrift des Gerichtspräsidenten Burkhardt verschafft und diesem kurz entschlossen geschrieben: er möge sich doch einmal nach seinem Sohn umsehen, jedoch ohne diesem zu verraten, daß sie — Helma Valckenaar — ihn darauf aufmerksam mache. Der Herr Sohn befinde sich in einer schweren Nervenkrise, die durch eine starke seelische Erschütterung hervorgerufen worden sei. Er schließe sich in einer Weise von allen Menschen ab, die es ihr, obgleich sie wohl sein guter Kamerad sei, unmöglich mache, ihm selbst gut zuzureden und zu versuchen, ihn aus dieser gefährlichen Stimmung herauszureißen. Sie halte es aber für geboten, daß der Vater nun seinen Einfluß geltend mache, bevor sein — sonst bestimmt sehr starknerviger — Sohn sich heillos in ein Wahngebilde verrenne. Der Herr Gerichtspräsident wolle der Lage der Dinge sein menschliches Verständnis entgegenbringen und verzeihen, daß sie, eine Fremde, sich derart einmische. Passivität sei aber nun einmal nicht ihre Sache . . .

Am nächsten Morgen war die telephonische Voranmeldung eines Ferngespräches aus München zu 12 Uhr mittags für Fräulein Valckenaar in der Pension „Splendid" erfolgt. Zum Glück war Tante Ilse bei Onkel Frans gewesen. Helma wäre sonst zum erstenmal in ihrem Leben in die Lage gekommen, ihrer geliebten Erzieherin eine einfache Sache nicht einfach erklären zu können. Genau so, wie sie zum erstenmal ein Geheimnis hat, indem sie den Anruf von Burkhardts Vater und alles, was sich daraus ergab, verschweigt.

Der alte Herr war sehr lieb gewesen am Telephon, hatte ihr herzlichst gedankt für ihr kluges, energisches Eingreifen und sein Kommen für den nächsten Tag in Aussicht gestellt.

„. . . aber Ihr Sohn darf nicht wissen, daß Sie . . . das heißt, daß ich . . . ich meine nämlich, daß von mir aus . . ." hat Helma stotternd eingeworfen.

„Keine Angst, liebes Fräulein. Ich komme offiziell, um einem sehr interessanten Vortrag von Stadtsanwalt Haydt im Juristenverein beizuwohnen und werde meinen Sohn ganz harmlos überraschen. Wenn Sie aber die große Freundlichkeit haben wollten, mich beim Zuge zu erwarten, um mir Gelegenheit zu geben, vorher noch Einzelheiten zu erfahren, die meinem Verhalten Richtschnur sein sollen, wäre ich Ihnen ganz außerordentlich dankbar."

„Ich stehe Ihnen gern zur Verfügung, Herr Gerichtspräsident."

„Das ist sehr lieb von Ihnen . . . mein Zug kommt um elf Uhr vormittags am Anhalter Bahnhof an."

„Ja, aber wie werden Sie mich denn unter den Leuten dort herausfinden? Sie wissen ja gar nicht wie ich aussehe."

„Unbesorgt. Ich erkenne Sie sofort. Ich habe doch Ihren Brief. Und Sie sind, wie dieser Brief ist. Das zeigt sich auch äußerlich. Oder zweifeln Sie an meiner . . . hm . . . Menschenkenntnis?"

„O nein . . ."

„Na, also. Aber, bitte erwarten Sie mich hinter der Sperre und nicht im Auf und Ab des Bahnsteiggedränges."

„Gern . . . und ich werde jedenfalls einen sandfarbenen Mantel anhaben; dazu eine passende Kappe aufsetzen . . ."

So bekleidet steht sie ja nun auch hier, die Hände in den Taschen, und will sich Forschheit einflößen. Sie bringt es aber nur zum Ärger über ihre Torheit, sich überflüssigerweise zum Tragen dieses Mantels verurteilt zu haben, den sie mit einemmal schrecklich unkleidsam findet.

Es hat nur noch gefehlt, daß ich als Erkennungszeichen eine Rose im Knopfloch vorgeschlagen hätte, höhnt sie sich selbst. Habe mich wie eine erzblöde Pute benommen und werde mich wohl auch weiter so betragen.

Während dieses stillen Monologs hat sie die Bahnhofsuhr etwas aus den Augen gelassen, die diesen Umstand dazu benützt, ihre Zeiger rascher vorwärts zu treiben, als sie es unter den beobachtenden Blicken bisher getan hatte.

Und so kommt es, daß das Donnern des einfahrenden Zuges den kleinen Will hinter der Sperre erschreckt aus seinen Gedanken auffahren läßt.

Helma reißt die Augen auf und späht den Ankommenden scharf entgegen. Ein bißchen ängstlich wird ihr wieder dabei.

Der Zug war nur schwach besetzt. Die wenigen Passagiere sind rasch an ihr vorbeigegangen. Nun kommen nur noch ein paar Nachzügler. Wo mag der alte Herr sein? Ob er am Ende nicht gekommen ist? Ob sie ihn doch verpaßt hat? Helma seufzt.

„Fräulein Valckenaar?" hört sie die weiche, freundliche Stimme, die ihr schon durch den Draht bekannt ist, nun hinter sich. Blitzschnell dreht sie sich um.

„Oh, Herr Gerichtspräsident . . ."

„Finden Sie nicht, daß der Titel viel zu lang für mich ist?" lächelt der kleine, feine alte Herr im Staubmantel.

Ja, seine Gestalt ist wirklich fast schmächtig. Aber sein Kopf wirkt bedeutend. Die hohe Stirne unter dem schneeweißen Scheitel, die schmale Nase, der strenge Mund. Aus den klugen scharfen Augen aber leuchtet Güte und Wärme. Diese Augen erobern Helmas empfängliches Gemüt im Sturm und beschwichtigen mit einem Schlag alle ängstliche Unsicherheit.

„Wie schön, daß Sie da sind, Herr . . ."

„Doktor", fällt der Angeredete schmunzelnd ein. Diesen Titel können Sie mir meinethalben ruhig geben. Ich habe ihn mir redlich verdient. Hatte nämlich ein verdammt schweres Studium; mußte mir als Sohn einer Beamtenwitwe mit schmalster Pension meine Kolleggelder und überhaupt alles, was über das nackte Leben hinausging, durch Stundengeben verdienen. War eine harte Zeit. Aber gesund."

Nicht ganz unabsichtlich plaudert Heinz Burkhardts Vater gerade darüber mit dem jungen Mädchen, das er zum Tunnel führt, der eine direkte Verbindung zwischen dem Bahnhof und dem ihm am Askanischen Platz gegenüberliegenden Hotel „Excelsior" darstellt und den Gästen, die dort absteigen, derart eine besondere Bequemlichkeit bietet.

„Kommen Sie, Fräulein Valckenaar, ich wohne immer im „Excelsior". Man kennt mich dort schon. Will jetzt nur meine Sachen abgeben, und dann setzen wir uns gemütlich in den Teeraum. Einverstanden?"

„Natürlich." Wie auch könnte Helma mit irgendeinem Vorschlag dieses entzückenden alten Herrn nicht einverstanden sein!

Mit der gleichen Rückhaltlosigkeit beantwortet sie dann seine Fragen. Frank und frei. Erzählt ihm alles, was sich zugetragen. Schildert, wie es zu dem schönen Kameradschaftsbündnis zwischen Will und Hart gekommen ist, berichtet von dem unmittelbar darauf erfolgten tragischen Tod Blandine Rainers und dessen geradezu verheerenden Wirkung auf Heinz Burkhardts Gemütszustand. Ihr aufmerksamer Zuhörer erfaßt jedoch nicht nur diese Tatsachen an sich, sondern auch das, was unausgesprochen dahinter steht, was in seinem ganzen Umfang und seiner schweren Bedeutung diesem sonnenhellen, jungen Geschöpf selbst noch gar nicht bewußt ist.

*

Bernd Rainers Rückkehr nach Berlin und damit seine Rückkehr in das tätige Leben sehender, schaffender Menschen ist zum Auftakt einer ausgesprochenen Arbeitswut des Mannes geworden.

Er hatte ja niemals den Zusammenhang mit der Kanzlei verloren. Der Stand der wichtigsten Angelegenheiten ist ihm durchaus geläufig. Es ist also nicht weiter schwer für ihn, seinen Platz dort wieder ganz auszufüllen.

Die ruhige Selbstverständlichkeit, mit der er Blandines bisherige Arbeit sowohl innerhalb der Kanzlei als auch bei Gericht und Behörden fortsetzt, nimmt diesem Ereignis alles Sensationelle und macht es zur nüchternen Tatsache, die man stillschweigend zur Kenntnis nimmt, um darnach in jener schnellen Art zur Tagesordnung überzugehen, die so bezeichnend ist für die Raschlebigkeit der Welt.

Dafür aber ist gesorgt, daß Bernd Blandine in seiner Seele ein dankbares Andenken bewahrt. Denn auf Schritt und Tritt begegnet er Beweisen ihres umsichtigen Wirkens, stummen und doch beredten Zeugen ihrer klugen Persönlichkeit. In jedem Aktenstück, in jeder Einrichtung des Kanzleibetriebes ist irgendwie ihre Hand erkennbar. Und auch in allen ihren privaten Dingen herrscht eine geradezu musterhafte Ordnung. Fast so, als hätte sie geahnt, daß eine höhere Macht sie von ihrem Platz abberufen würde. Das ist beinahe ebenso auffallend, wie der Umstand, daß nirgends ein Bild ihres äußeren Menschen zu finden ist. Diesen beiden Gedanken aber hängt Bernd nicht lange nach. Nur, als er dann zum erstenmal ihr Zimmer aufsucht, überfällt ihn nach anfänglichem Befremden eine tiefe Rührung.

Die Summe aller dieser guten Gefühle in Bernds Herzen reichen nicht im entferntesten an die tiefe Trauer heran, die Helbing zu Boden drückt. Wohl kämpft er seit jenem Gespräch mit Ilse Waldner, das ihm den Egoismus seines Schmerzes erwiesen hat, tapfer dagegen an. Aber es kommen doch immer wieder dunkle Stunden der Verzweiflung, da die Bangigkeit nach der geliebten Lichtgestalt, die zum wesenlosen Schatten geworden ist, ihn völlig übermannt. Diese Stunden bleiben sein sorglich gehütetes Geheimnis.

Mit jenem Tage, da er zuerst seine Arbeit wiederaufgenommen hat und dann zu Bernd nach Hamburg gefahren ist, hat er gelernt, sich vor den Augen der Menschen vollkommen zu beherrschen.

Innig wie je ist seine Verbundenheit mit dem ahnungslosen Freund. Allabendlich sucht er Bernd auf und tauscht mit ihm die — meist geschäftlichen — Begebenheiten des Tages aus. Manchmal begleitete ihn Ilse Waldner. Und hie und da kommt auch Helma mit. In der Regel aber gehört diese Abendstunde den Freunden allein, die dann oft gar nicht viel miteinander sprechen, sondern zufrieden sind, voneinander zu wissen, indem der eine dankbar des andern Gegenwart empfindet.

So ist es auch heute. Das heißt: nein. So scheint es heute nur; denn eine verborgene Unruhe erzeugt fühlbar eine Spannung unter der friedlichen Oberfläche.

Auf dem Tischchen zwischen Helbing und Bernd steht der Teekessel. Leise summt das Wasser. Der aufsteigende Dampf vermischt sich mit den dünnen Rauchfäden der Zigarren, die auf den Kerben der Aschenschalen verglimmen.

Langsam läßt Bernd zwei Stücke Zucker in seine Tasse fallen, sieht aufmerksam zu, wie sie zergehen und bemerkt schließlich wie beiläufig:

„Bankier Lorenz ist heute in meiner Sprechstunde gewesen."

„Hm . . ."

„Er hat mir ein großes Mandat übertragen."

„So . . ."

„Eine Aufwertungsangelegenheit, bei der es um einen hohen Betrag geht."

„Und . . .?"

„Und dann haben wir geplaudert, und er hat mich für Sonntag zu Tisch gebeten. In ganz kleinem Kreis natürlich. Das heißt, in überhaupt keinem Kreis. Nur du sollst selbstverständlich dabei sein und die Waldner . . . Hast du etwas gesagt?"

„Nein."

„Aber kommen wirst du doch?!"

„Ja."

Ich hatte absolut keinen Grund, diese Einladung abzulehnen. Jede fadenscheinige Ausflucht wäre beleidigend gewesen. Und ich habe erst recht keine Veranlassung, den Bankier zu verstimmen."

„Gott behüte!"

„Franz . . ."

„Ja . . .?"

„Einmal muß ich . . . sie doch wiedersehen."

„Freilich. Und nun wäre es eben so weit."

„Wir haben früher schon einmal von dieser Möglichkeit, nein, von dieser unausweichlichen Gewißheit gesprochen. Erinnerst du dich noch?"

„Gewiß, Bernd . . . ich weiß das noch ganz genau."

„Damals lag die Sache freilich . . . noch anders."

„Allerdings. Damals war noch ein Hindernis hier, das inzwischen ein der schönen Felicitas holdes Schicksal beiseite geschafft hat. Nun liegt der Weg frei."

„Was soll das, Franz? Warum wirst du so ausfallend? Du, der mich wie kein zweiter kennt und mir so nahesteht, wie niemand sonst auf der Welt, du verletzt mich vorsätzlich und grundlos!?"

„Verzeihung . . ."

„Nun wirst du auch noch förmlich . . Franz, ich bitte, dich . . !"

„Nimm meine Ungezogenheit nicht tragisch, Bernd, alter Junge."

(Fortsetzung folgt.)

Soll man es Peter sagen?

Erzählung von Marion Steffan.

Trude ärgerte sich, als sie am Sonntag wieder pünktlich um halb acht aufwachte. Durchs Fenster konnte sie sehen, daß der Tag schön zu werden versprach. Sie drehte sich nach der Wand um und schloß die Augen. Aber sie merkte bald, daß sie nicht mehr einschlafen konnte. Da sprang sie aus dem Bett und zog sich rasch an.

Sie setzte Teewasser auf und deckte den Tisch für zwei. Dann ging sie ans Fenster und sah trübselig auf die Straße hinab. Es würde wieder genau so sein wie die letzten beiden Sonntage. Sie würde das Frühstück immer wieder hinausschieben und auf den bekannten Pfiff warten. Noch um zehn Uhr, und obwohl sie wußte, daß es dann zu spät war, würde sie hoffen, daß Peter kommen und sie wie früher zu einem Sonntagsausflug abholen würde. Aber sicher kam er jetzt überhaupt nicht mehr.

Das Wasser lief zischend über. Trude ging zum Gasherd hinüber, zögerte einen Augenblick, entschloß sich dann plötzlich und goß den Tee auf. Gerade war sie damit fertig, als unten auf der Straße Peters Pfiff ertönte. Trudes Gesicht war im Augenblick völlig verändert, die Augen hatten plötzlich Glanz bekommen. Sie wollte zum Fenster eilen, hielt sich aber zurück, verstaute hastig das zweite Gedeck wieder im Schrank, goß sich Tee ein und setzte sich aufs Sofa. Als Peter hereinkam, lächelte sie überrascht.

„Guten Morgen, Peter!" sagte sie. „Ich hab' dich nicht erwartet. Komm nur herein!" Sie hob den Deckel der Teekanne. „Ich denke, der Tee wird auch für zwei reichen", fuhr sie fort, und Tasse und Teller erschienen wieder auf dem Tisch.

Als sie dann nebeneinander saßen, entstand ein Schweigen. Aber es war nicht selbstverständlich und vertraut, sondern voller Spannungen. Dann begann Peter von seiner Arbeit zu sprechen, sachlich und ausführlich, als wolle er Persönliches gar nicht aufkommen lassen. Später fuhren sie mit der Vorortbahn hinaus und gingen ein paar Stunden durch den winterlichen Wald. Sie kehrten in ihrer gewohnten Wirtschaft ein. — Während sie gingen, war die Spannung zwischen ihnen nicht so spürbar gewesen, man brauchte auch nicht viel zu sprechen, aber jetzt, als sie auf der altmodischen Veranda des Gasthauses saßen, stand das Schweigen zwischen ihnen wie etwas Fremdes.

„Du bist heute so zerstreut", sagte Peter.

„Ich dachte an etwas Bestimmtes", erwiderte sie; und auf seinen fragenden Blick: „Nein, nichts von Bedeutung, es wird dich nicht interessieren."

Aber in Wirklichkeit war es natürlich doch etwas Wichtiges. Soll ich es nun Peter sagen oder nicht? hatte sie nämlich gedacht.

Es handelte sich um Bettina, die Tänzerin. Sie hatte vor zwei Monaten das Atelier neben dem Peters bezogen, und damit hing es zusammen, daß er sich in den letzten Wochen nicht sehr viel um Trude gekümmert hatte. Bettina war sehr blond, hübsch und zweifellos außergewöhnlich gut gewachsen. Sie kam jetzt fast jeden Tag zu Peter ins Atelier; er malte ein Bild von ihr.

Natürlich, dachte Trude etwas bitter, ich bin keine Tänzerin, sondern Verkäuferin in einer Buchhandlung, und ich habe nicht so viel Zeit für meine Frisur übrig und auch keinen so wohlklingenden Namen. Aber daß Peter die Zeit vorher so vergessen konnte — fast ein Jahr waren sie befreundet, und es war doch schön gewesen!

Sie dachte wieder an das kleine Erlebnis, das jetzt drei Tage zurücklag. Sie saß in der Mittagspause an einem Tisch in der Fensternische eines überfüllten Cafés. Bettina war mit einer Freundin hereingekommen, und die zwei setzten sich an den Nebentisch, ohne Trude zu bemerken. Trude war es recht so. Sie war nicht gern mit Bettina zusammen, in deren kühlen, grauen Augen immer ein wenig Spott und Triumph zu lesen war. Sie achtete auch nicht weiter auf die beiden, aber als Peters Name fiel, horchte sie doch unwillkürlich auf.

„. . . er ist natürlich nur ein Junge", sagte die Tänzerin, „nichts Ernsthaftes für mich. Aber für ein paar Wochen ganz unterhaltsam. Und malen kann er. Du weißt, ich wollte mich schon immer einmal malen lassen. Der kleine Kaspar in München konnte nicht genug."

Trude hörte nicht weiter zu. Sie stand rasch auf und verließ das Kaffeehaus.

Vermutlich, dachte Trude, würde Peter von Bettina nichts mehr wissen wollen, wenn sie ihm das erzählte. Aber es klang nicht schön, wenn man sagte, daß man gelauscht hatte. Andererseits jedoch: War es nicht ihre Pflicht, ihn vor der Tänzerin zu warnen?

Als sie am Spätnachmittag zum Bahnhof zurückwanderten, schob Peter seinen Arm in den ihren. Für kurze Zeit war die alte Vertrautheit wieder da. Ich brauche es ihm gar nicht zu sagen, dachte Trude vergnügt.

„Wie geht es eigentlich Bettina?" fragte sie im Zug.

„Bettina?" sagte Peter und sah geradeaus. „Ach — gut. Sie hat sehr viel zu tun im Augenblick. Sie hat bei der Aufführung ihrer Tanzschule eine gute Solorolle, und heute war den ganzen Tag Probe."

Deshalb also hatte er heute Zeit für mich, dachte Trude. Ihre Hoffnungen, eben noch bunt und schillernd, waren verschwunden wie eine Seifenblase, die man mit der Hand berührt.

Als sie den Bahnhof verließen, gab sie Peter rasch die Hand. „Auf Wiedersehen", sagte sie, „ich bin müde. Nein, ich möchte lieber allein nach Haus gehen. Gute Nacht, Peter."

Zu Hause setzte sie sich sofort an den Tisch und schrieb einen Brief an Peter, in dem sie ihm das Erlebnis der vergangenen Woche erzählte. Sie fühlte sich sehr unglücklich, während sie das tat. Sie weinte auch ein wenig, obwohl sie nicht zu der Sorte Frauen gehörte, die leicht weinen. Als der Brief fertig war, legte sie ihn auf den Tisch im Gang, wo ihn der Mann ihrer Wirtin früh mitnehmen sollte, wenn er zur Arbeit ging. Dann ging sie ins Bett.

In dieser Nacht schlief sie sehr unruhig und erwachte früh. Einen Augenblick lag sie noch, ohne zu denken, dann war der gestrige Tag plötzlich wieder gegenwärtig. Und jetzt war ihr sofort klar, daß sie den Brief an Peter nicht in erster Linie aus Pflichtgefühl geschrieben hatte, weil sie ihn warnen wollte, wie sie sich gestern abend eingeredet hatte. Nein, es war nichts anderes gewesen als die Handlung eines eifersüchtigen Mädchens, das seiner Nebenbuhlerin zu schaden hofft. Sie sprang aus dem Bett und lief im Schlafanzug in den Gang hinaus. Der Brief lag noch da. Sie nahm ihn und verbrannte ihn in ihrem Zimmer! Erst als das letzte Stückchen Papier zu Asche zusammensank, fühlte sie sich wieder wohl. —

Drei Tage später holte Peter sie zum erstenmal seit langer Zeit wieder abends vom Geschäft ab.

„Bettina hat wohl heute keine Zeit?" fragte Trude.

„Wir haben uns getrennt", sagte Peter kurz, „ich sagte ihr gestern, daß wir nicht zusammen passen."

„Aber warum denn plötzlich?" fragte Trude.

„Nun", meinte Peter, „ich kann es dir ja sagen. Der Anlaß war an sich geringfügig. Bettina muß von unserm Ausflug am Sonntag gehört haben und war eifersüchtig. Sie brachte verschiedene Dinge gegen dich vor, um mich vor dir zu warnen. Ich weiß zufällig, daß diese Dinge nicht stimmen. Aber selbst wenn sie wahr gewesen wären —, man tut so was nicht. Das sind Methoden, die ich nicht ertrage."

Trude dachte an ihren Brief. Wie nahe, dachte sie, war ich selber daran, so zu handeln; nein, ich will keinen Nutzen daraus ziehen!

„Du mußt nicht zu rasch urteilen, Peter", sagte sie begütigend. „Wenn Bettina es sich noch einmal überlegt hätte, hätte sie es gewiß nicht gesagt."

Peter zuckte die Achseln. „Vielleicht“, sagte er, „aber das ist jetzt ja auch einerlei. Jedenfalls hat es mir die Augen geöffnet. Ich weiß jetzt, daß ich sie nicht geliebt habe. Und — nun bin ich hier. Das ist doch die Hauptsache, nicht wahr?“

Er schob seinen Arm in den ihren, und als sie einander zulächelten, hatte Trude ihren Brief vergessen.

Der Schatz auf der Libellen-Insel!

[illegible]-Kapitän auf der Fahrt ins Karibische Meer.

Vor wenigen Tagen brach wiederum eine große amerikanische Expedition, die mit modernsten Apparaten ausgerüstet ist, zu einer Fahrt ins Karibische Meer auf, um dort auf einer Insel nach einem sagenhaften Piratenschatz zu suchen. Das Karibische Meer oder „Antillenmeer“ ist das Meer, das die „Antillen“-Inseln von der festländischen Küste Mittel- und Südamerikas trennt.

Es ist nicht das erste Mal, daß man nach dem Schatz des Seeräubers Thomas Scribbs forscht. Er soll immerhin 15 Millionen Dollar betragen. Diesmal wird die Expedition von dem amerikanischen Kapitän Bob Nerler aus Newyork geleitet. Es ist die 12. Expedition im Laufe von 100 Jahren. Ihr Ziel, die Libellen-Insel im Karibischen Meer, ist so winzig, daß es nicht einmal auf den gewöhnlichen Karten verzeichnet ist.

Wer war jener sagenhafte Thomas Scribb? Eine recht romantische Geschichte, die sich wie ein Abtenteurer-Roman anhört, knüpft sich an seinen Namen, der in Seemanskreisen ein Begriff geworden ist. Im Jahre 1813 verliebte sich ein junges Mädchen in einen Matrosen. Die Eltern, reiche Plantagenbesitzer, wollten nichts von einer Heirat wissen und verheirateten ihre Tochter nahezu mit Gewalt mit dem wohlhabenden Lederhändler William Scribb. Die junge Frau gab ihrem erstgeborenen Sohn zum Andenken an den ersten Geliebten den Namen Thomas. Der abgewiesene Bräutigam, Thomas Cruttwell, war ein abenteuerlicher Bursche. Als er von der Untreue der jungen Geliebten erfuhr, entführte er den inzwischen vier Jahr alt gewordenen Jungen zusammen mit seiner Spielgefährtin, einer gewissen Elisa Brown. Als die Behörden nach dem Kindesräuber fahndeten, zog Cruttwell schnell entschlossen Leine und rüstete auf eigene Kosten ein Piratenschiff aus. Seeräuberei war damals noch ein recht lohnendes Geschäft. Den Jungen, den übrigens Thomas als sein Kind betrachtete, bildete er als Piraten aus.

Mit 15 Jahren war Thomas Scribb der vielleicht verwegenste Geselle der Seeräuberbande. In kurzer Zeit konnte der vielversprechende junge Mann nicht weniger als sechs Schiffe mit Goldladung kapern. Das Piratenschiff „Greyhound“, dessen Kapitän Thomas Scribb wurde, unternahm Räuberfahrten an den mittelamerikanischen Küsten. Die Jugendgespielin Elisa Brown wurde nun die Frau des Piratenkapitäns. Mehrere Jahre blühte das Geschäft. Eines Tages überfielen die Piraten eine kleine Stadt an der südamerikanischen Küste, wo sie unverhofft auf eine starke Abteilung von Soldaten stießen. In diesem Kampf kamen alle Piraten außer Thomas um. Es gelang Scribb, zusammen mit Elisa sich in dem Urwald zu verstecken. Seitdem hörte man nichts mehr vom Piratenkapitän Scribb.

Erst im Jahre 1855, als die Piratenzüge zum Teil Geschichte geworden waren, tauchte das Seeräuberpaar in Newyork auf. Der ehemalige Seeräuber hatte sich inzwischen in einen geschäftstüchtigen Mann verwandelt. Er suchte einen kapitalkräftigen Unternehmer, der eine Expedition nach einer kleinen Insel im Karibischen Meer finanzieren wollte. Denn dort hatte Scribb einen sagenhaften Schatz vergraben. Es war aber nicht leicht, einen solchen Mann zu finden. Nach vielen Bemühungen gelang es Scribb jedoch, einen Seemann, Kapitän Watter, zu überreden. Auf dem Schoner „Mary Yco“ ging es nach der Libellen-Insel. Die Expedition sollte jedoch kein Glück haben. Das Schiff geriet in Seenot. Ein Teil der Besatzung kam um, und das Schlimmste war, daß Scribb auf der Insel selbst das Versteck nicht wiederfinden konnte.

Es vergingen abermals 15 Jahre. Scribb war vollständig verarmt und lebte mit seiner treuen Elisa von Gelegenheitsarbeiten. Im Frühling 1872 rüstete ein reicher Plantagenbesitzer auf Scribbs Zureden eine Expedition aus. Im Mai erreichte man die Libellen-Insel. Scribb behauptete, auf der richtigen Spur zu sein, als er plötzlich zusammenbrach. Der Piratenkapitän war tot. Die Expedition blieb noch zwei Wochen auf der Insel, ohne etwas zu finden. Seitdem haben neun Expeditionen versucht, den sagenhaften Schatz zu heben. Wird Kapitän Nerler mehr Glück haben?

 **Bunte Chronik** 

Ein Wunderkind, aber faul wie die Sünde!

Der kleine zwölfjährige Michel Halliday wird gegenwärtig in England wegen seiner mathematischen Fähigkeiten als Wunderkind angepriesen. Er lebte nur in seiner Heimat, spricht indes französisch und deutsch wie ein Einwohner von Potsdam oder Orleans. Vor allem löst er die schwierigsten Rechenaufgaben spielend. Auch die kompliziertesten algebraischen Operationen machen ihm nicht die geringste Mühe.

Die Eltern Hallidays gaben vor kurzem dem erstaunten Schuldirektor die Erklärung für die wunderbaren Fähigkeiten Michels. Sie erzählten, daß ihr Sohn jedes Schriftstück, jedes Buch und alle Zahlenzeichen gewissermaßen mit den Augen photographiert und in der Lage ist, Worte und Zahlen nach einer Stunde, acht Tagen oder auch einem Monat wie einen Film fehlerfrei herzusagen oder aufzuschreiben, Texte oder Zahlenzeichen mögen sein, so lang sie wollen.

Nur eine Klage brachten sie über das Wunderkind an. Michel Halliday arbeitet nicht, wie die Eltern es wünschen und ist, wie man auf gut deutsch sagt, „faul wie die Sünde“. Aber wozu braucht er auch zu arbeiten? Die Varieté- oder Zirkuslaufbahn steht ihm jetzt schon offen.

 **Lustige Ecke** 

Das Pech des Elefantenjägers.



„Ach, verzeihen Sie, ich ahnte nicht, daß er bewohnt war!“

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.